

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | KRÜGER



Wer,  
Paige Toon  
wenn nicht  
Roman  
du?  
B

Aus dem Englischen von  
Tanja Hamer

⊗ | KRÜGER



Erschienen bei FISCHER Krüger

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel ›The Sun in Her Eyes‹  
im Verlag Simon & Schuster UK Ltd, London.

© Paige Toon, 2015

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-8105-3049-3

## Prolog

In letzter Zeit ging Doris das kleine Mädchen einfach nicht mehr aus dem Kopf. Natürlich hatte sie nach dem Unfall oft an sie gedacht, doch das war sechsundzwanzig Jahre her, und nun war Doris über neunzig und hatte Jahrzehnte von anderen Erinnerungen, auf die sie zurückgreifen konnte.

»Bitte ... Sie müssen es ihr sagen ...«, hatte die Frau sie mit ihren letzten Atemzügen angefleht. Beim Gedanken daran zuckte Doris unwillkürlich zusammen, der Schmerz fühlte sich noch genauso frisch an wie vor sechsundzwanzig Jahren.

Doris versuchte, die Bilder aus ihrem Kopf zu verdrängen, doch es half alles nichts. Die Frau ließ sich nicht zum Schweigen bringen, jetzt genauso wenig wie damals. Selbst Schlaf brachte Doris keinen Frieden, und dabei war sie doch so furchtbar müde in letzter Zeit.

Doris hatte die Hand der Frau genommen, ohne zu wissen, wie sie ihr erklären sollte, dass ihre Tochter auf dem Rücksitz bewusstlos war. Doch einen Moment später war die Frau gestorben, ihre letzten Worte hallten in Doris' Ohren wider.

Da bewegte sich das kleine Mädchen. Es hielt ein Plüschtier fest im Arm, und Doris' gequältes Herz brach erneut, als sich die kobaltblauen Augen des Kindes öffneten und in dasselbe grelle Sonnenlicht blinzelten, das vermutlich seine Mutter dazu gebracht hatte, von der Straße abzukommen.

Wenn Doris nur wüsste, was aus dem Mädchen geworden war, vielleicht könnte sie dann loslassen und endlich ohne Alpträume

schlafen. Sie hatte dem Polizisten mitgeteilt, was die Frau vor ihrem Tod gesagt hatte, doch sie hatte sich nicht mehr weiter versichert, dass die Nachricht dem Mädchen auch ausgerichtet worden war. Hätte sie es dem Kind nicht doch selbst sagen sollen, wie sie es versprochen hatte?

In diesem Moment wusste Doris, was sie zu tun hatte. Sie würde einen Brief schreiben und ihren Sohn bitten, ihr dabei zu helfen, das Mädchen zu finden, das natürlich inzwischen eine erwachsene Frau war. Ihr Name war Amber, Doris hatte es nicht vergessen. Amber Church. Es war an der Zeit, dass sie ihr Versprechen einlöste.

Die Geschichte von  
Amber Church, dem Mädchen  
mit der Sonne in den Augen

# Kapitel I

Heute war ein richtiger Scheißtag.

Er fing schon mies an, als ich das zweite Mal diese Woche ohne meinen Mann neben mir im Bett aufgewacht war. Ned war mit seinem Boss nach der Arbeit etwas trinken gegangen – mal wieder –, und ich fand ihn völlig ausgeknockt auf dem Sofa, nach Schnaps und kaltem Rauch stinkend. Rauch von *ihren* Zigaretten, um genau zu sein. Sein Boss ist eine Frau, und sie steht auf ihn. Zumindest vermute ich das.

Mein erster Gedanke war, ihm ein Glas kaltes Wasser über den Kopf zu gießen, mein zweiter, dass ich damit unser braunes Wildledersofa ruinieren würde. Also ließ ich es sein. Da entdeckte ich einen kleinen Fleck von Erbrochenem auf seiner Schulter, stellte jedoch schnell fest, dass er gar nicht so klein war und sich auch nicht auf seine Schulter beschränkte.

»Ned, du Vollidiot!«, schrie ich aus vollem Hals, was ihn hochschrecken ließ, die hellbraunen Augen weit aufgerissen.

»Was ist los?«, krächzte er.

»Du hast aufs Sofa gekotzt! Mach das wieder sauber!«

»Nein! Ich schlafe noch«, maulte er. »Ich habe tierische Kopfschmerzen«, fügte er hinzu und legte den Arm übers Gesicht. »Ich mache es später.«

»Steh auf und mach es *jetzt!*«, brüllte ich ihn an.

»*Nein!*«, schrie er genauso laut zurück.

Es war wohl nicht vermessen zu behaupten, dass unsere Flitterwochenphase schon länger vorbei war.

Ich war fuchsteufelswild, als ich mich für die Arbeit fertig machte, was ich dadurch zum Ausdruck brachte, dass ich möglichst viel Lärm machte und dabei unablässig vor mich hin schimpfte, wie egoistisch und erbärmlich mein Ehemann doch war. Ich dachte nicht eine Sekunde lang an das Paar, das seit kurzem unter uns wohnte, weshalb ich ziemlich überrascht war, als ich der Frau in die Arme lief, nachdem ich die Haustür krachend ins Schloss geworfen hatte und die Treppe hinuntergestampft war.

»Vielen Dank auch, dass Sie mein Baby geweckt haben!« Das Gesicht der Frau war vor Wut gerötet. Im Hintergrund schrie ein Baby wie am Spieß. »Der Kleine ist erst vor zwei Stunden eingeschlafen, nachdem er die ganze Nacht wach war. Ich hatte das Glück, eine ganze Stunde Schlaf zu bekommen, ehe der Lärm in Ihrer Wohnung angefangen hat.«

»Es tut mir leid«, entgegnete ich beschämt. »Ich hatte einen Streit mit –«

»Seien Sie einfach in Zukunft etwas rücksichtsvoller, ja?«, unterbrach sie mich müde.

Den ganzen Weg zur U-Bahn plagte mich mein schlechtes Gewissen.

Doch dann fing der Spaß erst richtig an.

Dank erheblicher Verzögerungen auf der Northern Line war der U-Bahnhof vollgestopft mit Berufspendlern, die sich wie Autos im dicksten Stau bis in die Tiefen des Tunnels schoben.

Bis ich bei der Arbeit ankam, war ich erhitzt, genervt und fünf- undvierzig Minuten zu spät. Zu allem Überfluss hatte die Hitze in der U-Bahn meine rotbraunen, gewellten Haare strählig gemacht, so dass ich jetzt auch noch mit einem Bad-Hair-Day klarkommen musste.

Ich ilte reumütig ins Büro, so voller Entschuldigungen, dass ich hätte platzen können, blieb dann aber wie angewurzelt stehen. Ich arbeitete als Aktienhändlerin in einem Start-up-Unternehmen in der City, doch die hektische Geschäftigkeit, die mich normaler-

weise empfing, war an diesem Morgen seltsam gedämpft. Als mein Chef mich erblickte, schnipste er mit den Fingern und winkte mich zu sich.

»Sie sind zu spät.«

»Es tut mir leid –«

»Machen Sie sich keine Gedanken«, unterbrach er mich. »Jemand aus der Personalabteilung will Sie sehen.«

Er nickte in Richtung seines Büros, wohin ich mich mit sorgenvoller Miene aufmachte. Die meisten meiner Kollegen verhielten sich normal, doch ein paar Plätze waren leer. Ich erappte meine Schreibtischnachbarin Meredith dabei, wie sie mir einen mitleidigen Blick zuwarf, doch da hatte ich das Büro meines Chefs auch schon erreicht.

Die beiden Leute von der Personalabteilung baten mich, die Tür zu schließen und Platz zu nehmen.

Die Nachricht traf mich völlig unvorbereitet: Sie würden mich auf die Straße setzen. Fünf von uns wurden entlassen, mit sofortiger Wirkung. Genauer gesagt waren vier bereits weg.

Ich würde noch drei Monate lang mein Gehalt bekommen, allerdings ohne die erhebliche Bonuszahlung, die in weniger als zwei Monaten fällig gewesen wäre.

Mir wurde schlecht.

Der Maklerberuf zählt nicht zu den sichersten Jobs der Welt, und eigentlich war es auch gar nicht das, was ich machen wollte. Als ich die Universität mit einer Eins in Mathematik abgeschlossen hatte, entschloss ich mich zunächst dazu, Lehrerin zu werden. Einige meiner Mitstudenten hielten mich damals für verrückt, dass ich keinen besserbezahlten Karriereweg einschlagen wollte, wo mir doch so viele Türen offenstanden. Vergangenen Sommer war ich einem von ihnen begegnet, der mir von seinem tollen Job in einem Start-up-Unternehmen erzählt hatte, das offenbar Millionen schaffte. Er gab mir seine Visitenkarte und sagte, er könnte mir den Kontakt zu jemandem verschaffen, wenn ich in nächster Zeit vor-

hätte, meinen Lehrerjob an den Nagel zu hängen. Er hatte mich zur rechten Zeit erwischt, ich war gerade an dem Punkt angelangt, dass ich eine Veränderung brauchte. Dummerweise stand die nächste schon allzu bald wieder an.

Bob, einer der Sicherheitsmänner des Gebäudes, leistete mir Gesellschaft, während ich meine Sachen zusammenpackte. Seine Anwesenheit wäre nicht nötig gewesen – ich hatte nicht vor, meinen PC in die Handtasche zu quetschen. Obwohl ich, ehrlich gesagt, ein paar Stifte mitgehen ließ, als er gerade nicht hinschaute.

Dann musste ich die ätzende U-Bahn-Fahrt erneut antreten, nur in die andere Richtung und mit einem Kopf voller Fragen, was ich als Nächstes tun sollte.

Irgendwann schaffte ich es zurück in unsere Wohnung im zweiten Stock eines dreigeschossigen Reihenhauses in Dartmouth Park, einer Gegend Londons, die nicht weit vom Tufnell Park, Highgate oder Archway entfernt ist, je nachdem, wer fragt.

Es stank immer noch nach Neds Eskapaden der vorherigen Nacht; er hatte offenbar nur einen kläglichen Versuch unternommen, sein Erbrochenes vom Sofa zu entfernen. Mir blieb also nichts anderes übrig, als es selbst zu tun. Fluchend schrumpfte ich auf dem Fleck herum.

Wie gesagt, es war ein ziemlicher Scheißtag. Und dabei ist es gerade mal Mittag.

Ich seufze schwer, als der Abspann der Fernsehsendung über den Bildschirm läuft. Was jetzt? Ich sollte Ned anrufen, um ihm von meiner Kündigung zu erzählen, doch allein beim Gedanken daran, mit ihm zu sprechen, bekomme ich noch schlechtere Laune. Er hätte sich wenigstens mal melden können, um sich bei mir zu entschuldigen.

Einen Moment später klingelt mein Handy. Ich wette, das ist er. Wurde auch Zeit.

Ich fische mein Telefon aus der Tasche, doch die Nummer auf dem Display ist unbekannt. Wenn es wieder einer dieser Idioten ist, der mir eine Restschuldversicherung aufschwätzen will, kann er was erleben.

»Hallo?«, gehe ich gereizt dran.

»Amber, hier ist Liz«, sagt die Lebensgefährtin meines Dads in ihrem üblichen verhaltenen Tonfall.

Mein Dad und Liz sind schon seit siebzehn Jahren zusammen, haben aber nie geheiratet. Ich wünsche mir immer noch, dass sie sich eines Tages von ihm trennt, damit er eine Nettere finden kann, denn er selbst wird es nie schaffen, sie zu verlassen. Dad war schon immer jemand, der Konfrontationen lieber aus dem Weg geht.

»Hi, Liz«, erwidere ich kühl, während ich mich frage, warum sie mich auf dem Handy anruft, obwohl das viel teurer ist. Oh, natürlich, sie weiß noch nicht, dass ich arbeitslos bin. Das wird ein Spaß, ihr und Dad diese Neuigkeiten zu verkünden.

»Ich rufe wegen deines Dads an«, sagt sie. Ich versteife mich augenblicklich. »Er hatte einen Schlaganfall.«

Mir rutscht das Herz in die Hose. »Geht es ihm gut?«

»Das wissen wir noch nicht.« Sie klingt, als würde sie gleich anfangen zu weinen. Normalerweise würde sich Liz nie dabei ertappen lassen, in der Öffentlichkeit Schwäche zu zeigen, also muss die Lage mehr als ernst sein. »Ich habe ihn auf dem Badezimmerboden gefunden. Er konnte nicht sprechen, oder zumindest habe ich nicht verstanden, was er gesagt hat. Er klang, als wäre er betrunken, nur schlimmer, und sein Gesicht sah irgendwie komisch aus – als wäre eine Seite gelähmt. Er konnte seinen Arm nicht bewegen, und dann ist mir aufgefallen, dass seine gesamte rechte Körperhälfte nicht mehr funktionierte.«

»O Gott«, murmele ich.

»Ich habe sofort den Krankenwagen gerufen, und sie haben uns ins Krankenhaus nach Adelaide gefahren, weil sie dort eine Spezial-

abteilung für Schlaganfälle haben. Jetzt bekommt er gerade ein CT. Ich wollte dir nur so schnell wie möglich Bescheid geben.«

»O Gott«, wiederhole ich, unfähig, irgendwelche anderen Worte zu finden, die in der Situation angebracht wären. »Ist er –«

»Ich weiß es nicht, Amber«, unterbricht sie mich, wobei sie schon wieder viel mehr wie die Liz klingt, die ich nur zu gut kenne. »Ich weiß doch auch noch nichts«, fügt sie frustriert hinzu. »Sie haben mir nur gesagt, dass er sehr, sehr viel Glück gehabt hat, dass ich ihn so früh gefunden habe. Je schneller er behandelt wird, umso besser stehen seine Chancen, dass die Schädigung sich in Grenzen hält. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn ich wie geplant mit Gina ins Kino gegangen wäre. Ich hatte etwas Halsweh, deshalb bin ich zu Hause geblieben.«

»Rufst du mich an, wenn –«

»Ich rufe an, wenn ich mehr weiß«, unterbricht sie mich wieder und beendet meinen Satz.

»Sollen wir nach Hause kommen?«, frage ich, während mir vor Angst schon ganz flau im Magen ist.

»Wir sprechen uns später«, entgegnet sie eilig. »Ich muss auflegen! Sein Arzt ist gerade rausgekommen.«

»Ich bin in der Wohnung«, sage ich noch, doch sie hat bereits aufgelegt.

Ich fühle mich so hilflos. Dad und Liz leben in Adelaide, Australien, wo ich aufgewachsen bin, und ich sitze hier in London, am anderen Ende der Welt.

Wie in Trance nehme ich das Festnetztelefon und wähle Neds Nummer.

Er sagt nicht einmal hallo. »Was machst du denn schon zu Hause?«, fragt er stattdessen, weil er offenbar die Nummer im Display gesehen hat.

»Ich wurde entlassen.«

Er schnappt überrascht nach Luft, doch ich komme ihm zuvor, ehe er etwas erwidern kann.

»Aber ich rufe an, weil mein Dad einen Schlaganfall hatte.«  
Am anderen Ende der Leitung herrscht Schweigen, dann höre ich ihn seufzen.

»O Baby«, sagt er leise.

Angesichts seines Mitgefühls breche ich zusammen.

»Ach Mensch, du Arme«, murmelt er. »Willst du, dass ich nach Hause komme?«

»Das musst du nicht«, schluchze ich. Bitte, komm nach Hause.

»Ich bin schon unterwegs«, erwidert er zärtlich. »Ich liebe dich.«

Ich schreibe Liz, dass sie mich auf dem Festnetz anrufen soll, sobald sie die Gelegenheit dazu hat, ehe ich mir mein iPad schnappe und mich damit aufs Bett lege. Ned kommt eine Dreiviertelstunde später nach Hause. Ich höre, wie er seine schwere Winterjacke im Flur aufhängt und sich dann auf die Suche nach mir macht. Im Türrahmen zum Schlafzimmer bleibt er stehen. Er sieht ganz zerknautscht aus, in ungebügeltem grauem Hemd und Jeans.

»Hey«, sagt er leise und lächelt mich mitfühlend an.

Als kleines Friedensangebot strecke ich die Hand nach ihm aus. Seufzend setzt er sich aufs Bett und nimmt meine Hand. »Was genau hat Liz denn gesagt?«

Ich gebe unsere Unterhaltung wieder.

»Und was ist mit deinem Job?«, fragt er als Nächstes, also bringe ich ihn auch, was das angeht, auf den neuen Stand.

»Was für ein Arschloch«, beschwert er sich über meinen Chef, während er kopfschüttelnd meine Hand drückt.

»Mmm.« Meine Miene verfinstert sich, als ich ihn so ansehe. Mein Exboss ist nicht das einzige Arschloch hier.

Endlich hat er den Anstand, sich zu entschuldigen.

»Tut mir leid wegen vorhin.« Er senkt den Blick auf unsere ineinander verschlungenen Finger.

»Ich fasse es immer noch nicht, dass du mich angeschrien hast«, erwidere ich. »Nachdem du aufs Sofa gekotzt hast und –«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbricht er mich. Ned hasst es, die eigenen Fehler unter die Nase gerieben zu bekommen.

Dieser Streit könnte tagelang so weitergehen – so war es jedenfalls schon in der Vergangenheit –, doch es gibt jetzt Wichtigeres, also beiße ich mir auf die Zunge.

»Ich habe mal nach Flügen nach Australien geschaut«, erzähle ich und verziehe das Gesicht, als ich nach meinem iPad greife. »Die Preise sind eine Frechheit, aber wenigstens ist die Weihnachtszeit vorbei.« Es ist Mitte Februar, was bedeutet, dass in Australien noch Sommer ist, es jedoch nicht mehr ganz so heiß ist wie im Dezember und Januar.

»Denkst du, du solltest fliegen?«, fragt er.

»Definitiv«, antworte ich. »Ich könnte übermorgen schon einen Flug nehmen.«

»Wirklich? Okay. Ich schätze, irgendwie ist es sogar gutes Timing. *Ungutes* Timing«, korrigiert er sich schnell, als er sieht, wie ich die Augen aufreiße. »Du weißt doch, was ich meine.« Er wippt nervös mit dem Bein. »Wenigstens kannst du so lange dort unten bleiben, wie es nötig ist.«

»Kommst du mit?«, frage ich hoffnungsvoll.

»Amber, ich kann nicht«, entgegnet er kleinlaut. »Ich wünschte, ich könnte, ehrlich, aber auf der Arbeit ist gerade zu viel los.« Eine dunkle Ahnung beschleicht mich.

»Hey.« Er tätschelt mir die Schulter. »Du weißt doch, dass ich nicht einfach alles stehen- und liegenlassen kann. Übernächste Woche muss ich nach New York –«

»Mit Zara?«, frage ich dazwischen. Das ist seine Chefin.

»Ja.« Er runzelt die Stirn. »Sei nicht so«, mahnt er sanft. »Du weißt doch, dass dieser Job wichtig ist für mich. Für uns.«

»Ich verstehe nicht, warum du nicht einfach zugibst, dass sie auf dich steht«, entgegne ich aufgebracht.

»Tut sie nicht!«, erwidert er. »Sie hat sich erst vor ein paar Monaten von ihrem Mann getrennt.«